



Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
finden Sie auf unserer Website  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)

Fay Weldon

Tagebuch  
einer Stiefmutter

Roman

Deutsch von  
Henriette Sperber

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Fay Weldon  
ist im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:  
Die Moral der Frauen (24632)



Der Inhalt dieses Buches wurde auf einem nach den  
Richtlinien des Forest Stewardship Council zertifizierten  
Papier der Papierfabrik Munkedal gedruckt.

Deutsche Erstausgabe  
Dezember 2009  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
© 2008 Fay Weldon  
Titel der englischen Originalausgabe:  
The Stepmother's Diary  
(Quercus, London 2008)  
© 2009 der deutschsprachigen Ausgabe:  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlagfoto: Picture Press/Frank Wartenberg  
Gesetzt aus der Sabon 11/13  
Satz: Greiner & Reichel, Köln  
Druck und Bindung: Kösel, Krugzell  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-24756-6

*März 2008*

## **Emily morgens um zehn**

Ich habe gerade das Tagebuch meiner Tochter gelesen. Davon muss ich Ihnen erzählen. Wahrscheinlich denken Sie, im Großen und Ganzen wüssten Sie, was los ist in Ihrer Familie. Glauben Sie mir, Sie wissen es nicht. Sie denken wahrscheinlich, die richtig schrecklichen Sachen passieren in anderen Ländern und anderen Kulturen, weit weg. Aber solche Sachen passieren direkt vor Ihrer Haustür, den nettesten Leuten. Und die Täter sind Leute, die sich für reizende, vernünftige Menschen halten, den Müll trennen und Afrika retten wollen.

Gwen, die Großmutter des Stiefkinds meiner Tochter, ist eine doppelzüngige, gierige Hexe. Erst vor kurzem hat sie den Orden des Britischen Empire für ihre Wohltätigkeitsaktivitäten gekriegt. Dabei hat sie das Geld praktisch gestohlen, und zwar von meiner Tochter, von Sappho.

Und zu Isobel, meiner hübschen Enkelin, die so unschuldig aussieht, als könne sie kein Wässerchen trüben, die gerade ihren Schulabschluss macht und ihre Samstage damit verbringt, alten Leuten die Gärten zu pflegen, zu Isobel hätte ich neulich beinahe gesagt: »Ich glaube, du bist zutiefst böse. Nicht so, wie gewöhnliche Leute, sondern wirklich satanisch.« Ich hab es dann aber doch nicht gesagt, weil ich von ihr nicht verflucht werden will. Isobel kann zwar nicht gezielt vomitieren oder den Kopf auf den Rücken drehen wie das Kind im ›Exorzisten‹, aber sie ist nahe dran. Na, Sie merken schon, ich bin zur Zeit ziemlich wütend auf sie.

Eigentlich ist Isobel gar nicht meine Enkelin, sondern die

Stieftochter meiner Tochter Sappho. Das macht natürlich einen Unterschied. Es gibt keine Blutsverwandtschaft. Ich möchte nicht, dass Sie denken, die Boshaftigkeit sei bei uns erblich. Diese modernen Patchworkfamilien, die aus den vorübergehenden sexuellen Interessen der Menschen entstehen, ob sie nun hetero oder schwul sind, können ein ziemliches Chaos erzeugen. Trennungen kommen eben vor, und die Kinder haben keine andere Wahl, als ihre Koffer zu packen, jemandem zu folgen, der die Hälfte ihrer Gene besitzt, und den anderen zurückzulassen. Die eine Woche beim einen, das Wochenende beim anderen – wenn sie uns doch so lieben, denken die Kinder, warum bleiben sie dann, verdammt noch mal, nicht zusammen? Und ersparen uns das?

Als Folge dieser modernen Zeiten steht meine Tochter Sappho, Isobels Stiefmutter, plötzlich morgens um zehn bei mir vor der Tür und ist schwanger, verzweifelt und leidend.

Normalerweise erfüllt Sappho, sobald ich die Tür aufgemacht habe, das ganze Haus mit einem Windstoß von guter Laune, Energie und rotbäckiger, dunkelhaariger Munterkeit, die sie schon mitgebracht hat, als sie aus meinem Bauch kam. Damals hat sie mir nicht mal Zeit gelassen, bis in den Kreißsaal zu kommen. Sie trödelte nicht lange rum, das ist nicht ihre Art. Aber diesmal ist sie auf der Schwelle stehen geblieben und hat mir eine schwere Waitrose-Tüte entgegengeschleudert. Sie ist jetzt im fünften Monat und sollte nicht so schweres Zeug schleppen.

»Ich kann jetzt nicht dableiben«, erklärte sie mir. »Das sind meine Tagebücher. Ich möchte, dass du sie versteckst. Aber bitte nicht lesen.«

»Gütiger Himmel«, sagte ich. »Du hast doch zu Hause genug Platz, um so etwas zu verstecken?«

Das Haus, in dem Sappho, ihr Ehemann Gavin und seine

Kinder Isobel und Arthur wohnten, war unser geliebtes »Apple Lee«, ein geräumiges Gutshaus von erheblichem Alter und ziemlich ungesichertem Wert. Sechs Schlafzimmer hat es, liegt aber ganz in der Nähe des abgasverseuchten Verkehrsknotens Archway, wo »niemand« was kaufen will. Nur der Denkmalschutz hatte verhindert, dass Immobilienspekulanten sich darauf stürzten. Ringsum stehen hässliche, ungeordnete Neubauten, die seit Jahrzehnten vergeblich auf den Abriss und eine ordnende Hand warten. Obwohl das Haus erst vor kurzem überstürzt renoviert worden ist (Sappho war überraschend wunderbar reich geworden), war es schon wieder hoffnungslos vollgepackt, weil keiner von den Bewohnern je etwas wegwerfen wollte. Nur Laura, die perfekte Sekretärin, hielt Ordnung, aber die wurde neuerdings kurzgehalten.

Ich habe dreißig Jahre in Apple Lee gewohnt. Sappho ist dort zur Welt gekommen, und auch ihr Vater war dort geboren worden. Ich war in diesem Haus früh zur Witwe geworden und habe danach energisch an meiner Karriere und meinem Liebesleben gearbeitet. Ich bin Psychoanalytikerin und kann meinem Beruf zu Hause nachgehen. Ich betrachtete Apple Lee irgendwie immer noch als mein Eigentum, aus dem ich mich nur vorübergehend entfernt hatte. Halb bedauerte ich, dass ich es Sappho überschrieben hatte, damit ich mich nicht mehr mit dem Garten, den Treppen, den undichten Fenstern und Türen, den angeblichen Geistern, den Denkmalschutzvorschriften, dem alten, von Krebs und Mehltau heimgesuchten Apfelbaum, den geschützten Zwergfledermäusen in den ehemaligen Stallungen, den Nachbarn mit ihren menschenfressenden Kampfhunden und verwilderten Kindern, den Fast-Food-Kartons und den gebrauchten Spritzen herumschlagen musste, die auf der Straße herumlagen.

Ich wohne lieber in einer bequemen zentralgeheizten Erd-

geschosswohnung in Hampstead, und meine wenigen Patienten (Freud ist schon seit Jahren nicht mehr in Mode) besuchen mich auch lieber hier als in Apple Lee.

Ich hatte nicht damit gerechnet, dass Gavin und die Kinder bei Sappho einziehen könnten. Natürlich musste man damit rechnen, dass sie irgendwann heiraten würde, obwohl sie immer gesagt hat, das stünde gar nicht in ihrer Absicht. Dass sie die Welt und alle Vernunft um der Liebe willen aufgeben würde, wäre mir nie in den Sinn gekommen.

»Nein«, sagte Sappho, »in Apple Lee geht's nicht; da ist nichts mehr sicher. Isobel könnte sie finden und gegen mich verwenden, die scheiß kleine Hexe.«

Das war ziemlich schockierend. In den vier Jahren ihrer Ehe hatte Sappho eine extreme Loyalität gegenüber ihrer neuen Familie entwickelt, obwohl keins ihrer Mitglieder ihr eigenes Fleisch und Blut war. Aber jetzt, wo sie endlich schwanger war und ihr Stubb-Palmer-Blut sich in dem neuen Kind mit Gavins Garner-Blut gemischt hatte, war es mit den Höflichkeiten möglicherweise vorbei und ihr Verhalten würde eher darwinistische Züge annehmen. Vielleicht würde sie die Kinder ihrer Rivalin ja sogar aus dem Nest zu schubsen versuchen. Das egoistische Gen würde endlich zu seinem Recht kommen: Sie würde sich nicht länger wie ein Engel verhalten, der seine Vorgängerin in Liebe und Fürsorge für die geerbten Kinder zu übertreffen versuchte, sondern wie eine richtige Stiefmutter. Wir würden ja sehen.

An diesem Morgen jedenfalls hatte sie einen leicht irren Blick und sah ziemlich paranoid aus. Ich hoffte, dass es ihr gut ging. Es ist zwar nett, wenn sich die eigenen Theorien bestätigen, aber man möchte ja nicht, dass das eigene Fleisch und Blut darunter leidet. Da möchte man lieber unrecht behalten. »Scheiß kleine Hexe« aus Sapphos Mund war nicht in Ord-

nung, es war deprimierend. Sie fluchte zwar manchmal, aber doch nur über Sachen. »Scheiß Computer! Scheiß Drucker!« – das kam schon mal vor, aber so etwas nicht.

»Ich muss für eine Weile allein sein«, erklärte sie. »Ich muss mir über einiges klar werden.«

»Du und Greta Garbo«, sagte ich, bremste mich dann aber lieber. Es war wohl wirklich etwas mit ihr los. Sie trug nicht wie üblich ihre zu hohen Absätze und auch nichts von den Seiden- und Wildledersachen, die sie so schätzte, sondern eine Wollmütze mit roten und blauen Streifen. Sie steckte in einem alten gefütterten Navy-Parka aus Nylon, und ihre Schuhe hätten die ihres Mannes sein können. Eine Schwangerschaft kann einen modemaßig ziemlich verändern, ich weiß, aber das war nicht mehr normal. Sie hatte diesen gelähmten Blick, den Leute im Fernsehen haben, die von Leichen umgeben sind oder zusehen, wie ihre Häuser abbrennen, und nicht wissen, ob es Realität ist oder ein Alptraum. Sogar einen Rucksack hatte sie auf. Der musste Arthur gehören, wurde mir klar. Er trug ihn wohl, wenn er Höhlen erforschte, genau wie die Mütze.

»Du solltest keinen Rucksack tragen«, sagte ich. »Die sind schlecht fürs Rückgrat. Willst du das Baby verlieren?«

»Typisch, dass du so etwas sagst«, erwiderte sie düster. »Eine typische Projektion. Du willst, dass ich das Baby verliere.«

Ich war erschrocken.

»Wie kommst du auf so was? Natürlich will ich das nicht!«

»Weil du Gavin hasst«, sagte sie tonlos. »Und es ist nun mal Gavins Baby.«

Wessen sollte es sonst sein? Untreue zwischen den beiden war schlechthin undenkbar.

»Du bist so voller Hormone«, sagte ich, »dass du überhaupt nicht weißt, wen du hasst oder was du willst.«

Ich wünschte, sie hätte ihn nicht geheiratet, aber ich hasste

ihn nicht. Und ich glaubte auch keine Sekunde, dass sie Gavin hasste. Ich hatte schon zu viele Patienten gehabt, die ihrem Ärger über ihre Ehepartner ordentlich Luft machten. Sie hassten und verachteten sie, sie wünschten sich, dass sie tot wären – und bei der nächsten Sitzung waren sie dann wieder völlig liebevoll und entspannt, weil sie im Zweifelsfall zwischendurch guten Sex gehabt hatten. Gavin und Sappho hatten einen Riesenkrach gehabt, den hatten sie sowieso jeden Monat, meistens wenn sie ihre Regel bekam. Sie konnte es nicht leiden, wenn ich sie darauf hinwies, und deshalb unterließ ich es meistens. Aber jetzt war sie schwanger, und deshalb dachte ich, der Hinweis wäre erlaubt. Aber ich hätte es wohl besser gelassen.

Sie starrte mich an, als wäre sie wieder sieben Jahre alt, und wandte sich in so offensichtlicher Empörung zum Gehen, dass ich sie am Ärmel zu packen versuchte, was eigentlich gar nicht meine Art ist – normalerweise spare ich mir Körperkontakte für wirklichen Sex auf. Man hält mich oft für eine sehr reservierte und kühle Mutter, aber de facto liebe ich Sappho sehr.

Das Problem ist: Wenn man sich der Gefahren bei der sexuellen Entwicklung des Kindes allzu bewusst ist, dann führt das leicht dazu, dass man übervorsichtig wird. So viele Patienten zeigen Phobien und Neurosen – sagen wir einen Schuhfetisch oder einen starken Elektrakomplex –, die in der Kindheit von einer ganz zufälligen Handlung der Mutter ausgelöst worden sind, weil das Kind nicht verstanden oder falsch interpretiert hat, was vorging. Solches Wissen kann dazu führen, dass man auf Zehenspitzen durch das Leben seiner Kinder schleicht, obwohl man eigentlich kräftig herumstampfen sollte. Jetzt, als ich sah, dass sie unglücklich war, siegte die Mutterliebe zu meiner Überraschung über alle Zurückhaltung, und ich streckte die Hand nach ihr aus.

Aber Sappho stieß mich zurück und sagte: »Ich gehe ein bisschen weg. Versucht bitte nicht, mich zu finden, okay?«

Und damit war sie verschwunden, und ich war gekränkt.

Ich ging ins Haus zurück und versuchte zu begreifen, was los war. Warum glaubte sie, dass ich Gavin hasste? Ich war immer sehr höflich zu ihm. Ich gebe zu, dass ich gelegentlich spöttische Bemerkungen vom Typ »Ach, Männer!« über ihn machte, wie Frauen meiner Generation das unweigerlich tun, aber er war nun mal Sapphos Erwählter – so weit Frauen überhaupt eine Wahl haben, wenn ihre Hormone strömen und ihre Erwartungen hochfliegen – und ich hatte die Zähne zusammengebissen und versucht, sie nicht merken zu lassen, wie entsetzt ich darüber war.

De facto kam ich in letzter Zeit ziemlich gut mit ihm aus. Gavin war in den Yorkshire Moors aufgewachsen, ganz in der Nähe von dem Ort, wo der Dichter Ted Hughes seine Kindheit verlebt hatte, und er liebte Vögel und Wildtiere. Mein verstorbener Gatte Rob war ein Freund von Hughes gewesen und teilte seine Liebe zu gefiederten und pelzigen kleinen Geschöpfen. Ein bisschen was davon hatte auf mich abgefärbt, und so hatte ich zumindest immer etwas mit Gavin zu reden, wenn auch nur über Nagetiere, Krähen und Adler. Auf die Klassiker, seine andere große Leidenschaft, bin ich nicht so scharf, ich gehe meist nur ins Theater, wenn Sappho das Stück geschrieben hat. Und das ist, wenn ich's recht überlege, nicht mehr oft vorgekommen, seit sie Gavin geheiratet hat und er bei ihr eingezogen ist mit den Kindern. Sie hatte mal eine Karriere als Bühnenschriftstellerin, und die hat sie jetzt nicht mehr. Sie hat eine Familie, einen Job und Verpflichtungen. Sind das die Folgen der Ehe? Ja. Und eine »Beziehung« ist noch schlimmer. Ständig aufpassen, ob es nicht jemand anderen gibt? Also wirklich nicht!

Barnaby erklärt immer, er möchte unter einem Dach mit mir leben. Na schön. Soll er auf ein getoastetes Sandwich und eine Schmusesitzung im Bett – er hat gewisse Probleme – vorbeikommen, aber irgendwas Weiteres? Der Himmel bewahre mich davor!

Aber »scheiß kleine Hexe«? Isobel war normalerweise total harmlos. Mädchen können »sauer« werden, wenn die Menarche eintritt, ich weiß. Über Nacht verändern sie sich von kleinen Schätzchen zu Amy-Winehouse-Monstern und stürzen sich in brutalen Sex und Verkommenheit. Man könnte von Enantiodromie sprechen, jenem Prozess der Verwandlung von Mr. Jekyll zu Mr. Hyde oder von Saulus zu Paulus, den C. G. Jung so geliebt hat. Aber doch nicht unsere Isobel! Andererseits war sie natürlich ein Stiefkind. Und Stiefkinder haben in der Adoleszenz oft Probleme.

»Jede Frau, die sich mit einem Mann einlässt, der eine Tochter hat, lässt sich auf ein Problem ein«, habe ich damals zu Sappho gesagt, als sie mir mitteilte, dass sie Gavin heiraten würde. »Ich hoffe, das weißt du.«

»Das muss nicht so sein«, sagte sie. »Du möchtest bloß, dass es so ist.« Sie hätte es nicht ertragen, wenn ich recht gehabt hätte, das wusste ich. Genauso wenig, wie ich es ertragen konnte, als sich herausstellte, dass meine Mutter recht gehabt hatte, als sie mich davor warnte, Rob zu heiraten. Aber das war schon sehr lange her.

»Heutzutage«, sagte ich zu ihr, »haben Väter tiefe und dauerhafte Beziehungen zu ihren Töchtern. Manchmal hört das nur knapp vor dem sexuellen Verkehr auf. Das Gesicht auf dem Kopfkissen wechselt häufig, aber eine Tochter ist was für immer.«

Eine Tochter ist immer da, um Erinnerungen, Orte und Spaß miteinander zu teilen. Sie hält die Vergangenheit und die

Jugend lebendig, sagte ich. »Frauen kommen und gehen, aber Töchter bleiben, um einen zu lieben und geliebt zu werden. Und sie werden immer versuchen, jede neue Frau aus dem Ehebett zu vertreiben.«

»Bei mir ist das anders«, sagte sie daraufhin nur. »Die Mutter der armen Kinder ist tot. Warum sollten sie mich nicht lieben, wenn ich liebenswürdig genug bin? Ich werde alles tun, um ihnen ihren Verlust zu ersetzen. Die böse Stiefmutter gehört nicht zu meinem Repertoire.«

Sie konnte und wollte es nicht verstehen. Es ist der Widerstand. Sie sperrt sich gegen mich, und ich nehme es ihr gar nicht übel. Es ist kein Spaß, wenn man das Kind einer früh verwitweten, sexuell aktiven Psychoanalytikerin ist. Aber der Archetyp hat sich geändert, ob sie es wahrhaben will oder nicht. Böse Stieftöchter sind heute weiter verbreitet, als es böse Stiefmütter je waren. Nicht mehr die ausgestoßenen Hänsel und Gretel irren Hand in Hand durch den Wald, vielmehr wimmeln die Wälder von einsamen, weinenden zweiten Frauen, die im Regen und in der Kälte frieren, über Baumwurzeln stolpern und von Disteln und Dornen zerkratzt werden, die tief ins Herz stechen können. Hänsel und Gretel bleiben zu Hause im Warmen.

Es klingelt schon wieder. Ist Sappho zurückgekommen, um Frieden zu schließen? Theoretisch kann ich die Tür dadurch öffnen, dass ich auf einen Knopf drücke, aber das tue ich nie. Ich danke Gott, dass ich eine Erdgeschosswohnung habe, in der es keine Stufen gibt, und dass ich nicht mehr in Apple Lee wohne, wo der kaputte Läufer auf der Treppe geradezu lebensgefährlich sein konnte. Ich bin über sechzig, ich habe ein leicht arthritisches Knie. Ich mache die Tür auf, und da steht Gavin.

Hinter ihm laufen wie immer die Bürger von Hampstead

vorbei mit ihren schicken Klamotten und Stofftaschen aus Bio-Läden. Plastiktüten sieht man ja schon fast gar nicht mehr. Meine Wohnung ist oben in der Nähe der U-Bahn-Station, gegenüber dem Coffee Shop. Die Kunden haben ein gutes soziales Gewissen, und was sie nachts in ihren anti-allergischen Betten machen, will ich lieber nicht wissen. Gavin sieht gut aus, munter und nur wenig beunruhigt, und das ist auch nicht ungewöhnlich bei ihm. Er kommt nicht herein.

»Ist Sappho hier, Emily?«, fragt er. Ich schüttele den Kopf.

»Nein«, sage ich. Und das ist ja die Wahrheit. Ich will mich da raushalten.

»Und du hast sie auch nicht gesehen?«

»Nein«, sage ich wieder und kreuze zwei Finger hinter dem Rücken. Freud hat darin eine unbewusste Geste der Verführung gesehen, aber ich mache das ganz bewusst, weil ich meine Lüge anerkenne und böse Folgen ableiten will.

Gavin fährt sich mit der Hand durch die Haare, die neuerdings dünner geworden sind, wie ich sehe. Dabei hatte er mal so schönes Haar. Das war ein Teil seines Zaubers: sein intelligenter Adlerblick, sein heiligenmäßiges Benehmen und diese Massen von braunen Locken mit ihrer kraftvollen Energie! Gavin ist neunzehn Jahre älter als Sappho, nur zehn Jahre jünger als ich. Wenn er siebzig ist und sie einundfünfzig, wird sie das merken. Wenn sie mal so alt ist wie ich, ist er fünfundachtzig. (Barnaby ist siebenundsechzig, und das ist schon alt genug. Barnaby wohnt oben im Haus und kommt bestimmt jede Minute auf ein getoastetes Käsesandwich vorbei.) Aber jetzt ist Sappho schwanger und kommt nicht mehr so leicht raus aus dieser Beziehung. Eine Menge junge Leute haben heutzutage als Erstes solche Wegwerf-Ehen, ehe sie sich zu dem entschließen, was sie die richtige nennen. Bei Sappho ist es leider anders gewesen. Ich möchte ein Enkelkind, das

ist wahr, und der Spatz in der Hand ist besser als die Taube auf dem Dach, aber meine Tochter hat ihr Leben wirklich so kompliziert gemacht, und das auch noch ganz absichtlich, indem sie nicht nur mit dem Mann geschlafen, sondern ihn auch gleich noch geheiratet hat.

»Hast du eine Ahnung, wo sie sein könnte?«, fragt er bei-läufig, aber das ist es nicht. Es ist was im Gange.

»Nein«, sagte ich. »Hat sie nichts hinterlassen? Sie sorgt doch sonst immer dafür, dass sie erreichbar ist, falls sie ge-braucht wird.«

»Ach, du weißt doch, wie sie ist«, sagt er. »Sie schreibt eine E-Mail, und dann drückt sie auf Löschen statt auf Abschi-cken.«

»Weiß Laura nichts?« Laura ist ihre Sekretärin und ver-folgt aus Zweckmäßigkeitsgründen alle Bewegungen in der Familie. Sie hört auch sämtliche Telefongespräche nachträg-lich ab, um sicherzustellen, dass alle Termine und Uhrzeiten im Garner-Kalender stehen und jeder immer pünktlich an der richtigen Stelle ist, und zwar in der richtigen Kleidung. Der Kalender ist allerdings nicht mehr goldgeprägt – da hat Gavin mal ausnahmsweise gespart. Früher war es noch der Sappho-Stubb-Palmer-Kalender, und ihr Name war goldgeprägt.

»Laura ist zeitweilig nicht im Büro«, sagt Gavin. Ich warte, aber er gibt keine weiteren Erklärungen ab.

»Hast du's über das Handy versucht?«, frage ich. Mit Mühe unterdrückt er ein Schaudern. Mit E-Mail kommt Gavin zurecht, aber Handys und anderes digitales Zeug verabscheut er gänzlich. Er ist ein Dinosaurier, und ich fürchte, eines Tages wird er im heißen Sand einfach umkippen und meine arme Sappho, diesen zarten rosa Flamingo, erdrücken.

»Das ist natürlich abgestellt.« Er ist Sappho gegenüber sehr feindselig. Was hat sie getan?

»Isobel hat morgen Schulfest«, fährt er fort. »Daran muss ich sie erinnern.« Klingt nicht sehr überzeugend.

Jetzt, wo Sappho schwanger ist, haben die Dinge sich offenbar zugespitzt. Die Konkurrenz um den Vater wird offensichtlich. Das mit der »scheiß kleinen Hexe« deutet darauf hin, dass Isobel der Grund für den Krach ist.

Ich sage Gavin, ich würde mich bei ihm melden, sobald ich was höre. Ich rate ihm, bei der Universität nachzufragen, wo sie einen Lehrauftrag hat, aber er sagt, im Büro antwortet niemand. Und dann fragt er, ob sie vielleicht eine Plastiktüte mit Papieren hier hinterlassen hat, und ich denke: Aha, daher weht der Wind. Aus irgendeinem Grund ist er hinter Sapphos Tagebuch her.

»Nein«, sage ich. »Wieso?«

»Ach, da sind bloß ein paar Papiere drin, die ich brauche.« Er ist auf dem Weg zu einer Wochenend-Konferenz auf den Faröern.

»Ah«, sage ich, »das rothalsige Thorshühnchen!« Er freut sich über meine ornithologischen Kenntnisse und wirft mir sein reizendes Lächeln zu. Und ich hoffe, dass der Streit zwischen Sappho und ihm nicht so schlimm ist und alles bald wieder gut wird.

Gavin geht. Ich biete ihm einen Drink an, aber ich bin ganz froh, dass er nicht annimmt. Ich mag die Täuschung nicht weiter aufrechterhalten, und außerdem könnte er womöglich die Waitrose-Tüte entdecken.

Diese Tagebücher, die Sappho nicht in die Hände der »scheiß kleinen Hexe« geraten lassen will und die Gavin jetzt plötzlich sucht, sind bei mir sicher. Natürlich hatte ich die Absicht, sie gründlich zu lesen. Ich bin schließlich eine Mutter, der ihre Tochter am Herzen liegt. Und dass sie in einer Waitrose-Tüte versteckt waren! Einerseits ganz bescheiden,

aber zugleich auch irgendwie inspirierend. Eine Tüte von Tesco hätte den Inhalt doch abgewertet.

War es meine Pflicht als Mutter, die Tagebücher zu lesen oder sie nicht zu lesen? Als sie noch ein Kind war, habe ich ihre Tagebücher gelesen, bis sie es gemerkt hat. Sie hat nichts gesagt, aber sie fing an, sie als Briefe an mich zu schreiben, bis wir es beide langweilig fanden und aufhörten. Vielleicht hatte sie irgendwann auch einfach zu viele Hausaufgaben, schließlich war sie auf einer sehr anspruchsvollen Mädchenschule. Hatte sie gesagt, ich dürfe sie nicht lesen, weil sie *wollte*, dass ich sie las? Ja, so musste es sein. Natürlich. Sonst hätte sie sie einer Freundin gegeben. Ich hab mir erst mal einen Kaffee gemacht.

Ich schleppe meine sanft schmerzenden Gelenke an meinen Schreibtisch zurück, wo ich eigentlich hingehöre. Die Waitrose-Tüte steht mitten auf dem Tisch und fordert mich heraus. Ich kann mich irgendwie nicht entschließen. Will ich sie wirklich aufmachen? Ist es nicht schon schlimm genug, wenn man sich an das erinnert, woran man sich erinnern will? Muss man auch noch die Erinnerungen der eigenen Tochter an ihre Zweisamkeit lesen?

Ich denke an das harte Schicksal der Kinder im Zeitalter der multiplen seriellen Monogamie. Der Ehepartner fürs ganze Leben ist heute ein Auslaufmodell. Das Kind eines wieder-verheirateten oder mehrfach wieder-verheirateten Elternteils muss mit jemandem auskommen, der ihm nur die Hälfte der eigenen Gene vererbt hat, und oft genug auch noch die falschen. Das Bett, in dem sie gezeugt worden sind, erzittert unter den *cris de jouissance* neuer Partner, und heutzutage ist ja kaum ein Haus so solide gebaut, dass die animalischen Schreie des Beischlafs genügend gedämpft werden. Die Ur-szene, die Freud für ein entscheidendes Element in der unbewussten sexuellen Entwicklung des Kindes hielt, weil ihm

dabei zum ersten Mal die sexuelle Verbindung der Eltern bewusst wird, findet heute oft gar nicht mehr zwischen den Erzeugern der kleinen Person – des künftigen Ichs – statt, wie die Natur es geplant hat, sondern wird durch die Anwesenheit eines Fremden belastet. In Isobels Fall durch meine Tochter, durch Sappho. Je mehr der Vater die neue Frau liebt, desto mehr hasst das Kind sie.

Isobels leibliche Mutter ist die verstorbene Invalidin und Märtyrerin Isolde Garner. Sie ist seit zehn Jahren tot, aber im Haushalt der Garners, fürchte ich, immer noch höchst lebendig. Sappho und Gavin schlafen unter einem Porträt von Isolde, das über dem Bett hängt. Es ist ein ziemlich düsteres Gemälde von einem bekannten, aber nicht sonderlich guten Künstler und besteht im Wesentlichen aus Grautönen, als ob schon alles Leben aus der Dargestellten entschwunden wäre, was dann ja auch recht bald der Fall war. Der einzig lichte Fleck, den sich der Künstler erlaubt hat, legt sich rund um den Kopf wie ein Heiligenschein. Ein deprimierendes Bild.

Als Sappho solche Schwierigkeiten hatte, mit dem Enkelkind schwanger zu werden, das ich mir so wünschte, habe ich einmal gesagt, dass es vielleicht kein besonders gutes Omen für eine Empfängnis ist, wenn man das Gemälde der Exfrau über dem Bett hängen hat.

»Ich hab ja versucht, es loszuwerden«, sagte sie knapp. »Aber Isobel wurde völlig hysterisch. Gavin wäre es nur allzu gern los, aber Isobel hätte das als Mangel an Loyalität angesehen.«

»Warum hängt sie's dann nicht in ihr eigenes Zimmer?«, fragte ich.

»Das würde die Farbzusammenstellung zerstören«, erklärte Sappho. »Das meiste Grau ist zu blau. Sie ist sehr künstlerisch.«

»Und was ist mit Arthurs Zimmer?«

»Das würde sogar ich Isolde nicht zumuten wollen«, sagte Sappho. »Arthurs Zimmer ist voller schmutziger Socken und Teller mit den Resten gebackener Bohnen.« Trotz all ihres Geldes ist sie unfähig, ein Haus in Ordnung zu halten.

Wieder klingelt es an der Tür. Ich mache auf, und da steht Barnaby, mein Liebhaber. Also, ich nenne ihn so, und technisch ist er das wohl auch, aber ein bisschen Viagra könnte nichts schaden. Er ist mehr ein Schmuser als ein richtiger Liebhaber. Barnaby hat die Wohnung direkt über mir: Er ist ein Jungianer, der sich auf Traumtherapie spezialisiert hat. Wir besuchen uns regelmäßig und streiten die ganze Zeit. Ich bin der Ansicht, dass die Jung'sche Therapie Quatsch ist, und er denkt dasselbe von Freud. Manchmal rede ich davon, dass wir heiraten sollten, weil das die beste Methode ist, um ihn auf Abstand zu halten. Dann wieder denke ich, dass eine Ehe gar nicht so schlecht wäre, aber die meiste Zeit, nein. Ich meine, *wozu?* Gesellschaft ist etwas Nettes, aber vielleicht lerne ich ja mal jemanden kennen, der nicht unbedingt Viagra braucht. Die Jahrzehnte kommen und gehen, das Problem bleibt immer das gleiche. Entschließt man sich zum einen, fehlt einem das andere, außer wenn man bereit ist, einen Riesenwirbel zu machen. Aber natürlich könnte er auch eine liebe, gefühlige Jungianerin kennenlernen, die jünger und süßer ist und ihn mir wegschnappt – und das würde ich gar nicht wollen. So ist das eben. Was ändert sich schon?

Ich erzähle ihm, dass Gavin da gewesen ist und nach Sappho gesucht hat. Ich erzähle ihm auch, dass Sappho da gewesen ist und ihre Tagebücher bei mir deponiert hat.

»Ich hoffe, du wirst sie nicht lesen«, sagt er.

»Aber natürlich werd ich sie lesen«, sage ich. »Deshalb hat sie sie doch dagelassen.«

»Scheißfreudianer«, sagt er. »Manchmal meinen die Leute auch, was sie sagen.«

»Sehr selten«, erwidere ich.

Er fragt, ob ich mir Sorgen wegen Sappho mache, und ich denke nach und sage: ungefähr sechzig Prozent. Also nicht übermäßig. Mein normales Niveau liegt bei fünfzig. Ein zerknirschter Gavin rennt hinter ihr her, sie ist schwanger und hormonmäßig voll aufgepumpt. Streit gehört bei ihnen zum Leben, sie erholen sich aber auch schnell wieder. Sie hat genug Geld, um tun und lassen zu können, was ihr gefällt; sie ist ein Glückskind.

»Mir tun bloß die Kinder leid«, sage ich. »Und da das keine Blutsverwandten sind, ist auch das mehr platonisch.«

Er beschuldigt mich typisch freudianischer Teilnahmslosigkeit und Kälte. Ich beschuldige ihn des Moralisierens und jungianischer Gefühlsduselei. Wir machen eine Flasche Wein auf, und ich bereite Käsetoast mit Scheibletten zu, was ihn beleidigt. Er hätte lieber irgendeinen edlen Cheddar, aber das ist mir zu viel Aufwand. Abgepackte Käsescheiben sind völlig in Ordnung. Ich frage ihn, ob Stiefkinder seiner Ansicht nach die Urszene in der modernen Gesellschaft irgendwie anders erleben. Daraufhin erzählt er mir was von der archetypischen Mutter Gaia und wie sie heimlich gegen ihren Gatten arbeitet, um den Sohn der väterlichen Macht zu entziehen. Ich sage ihm, dass es mir mehr um die vorzeitige Erotisierung der Kinder geht.

»Du musst dir das einfach mal vorstellen«, sage ich. »Gavin ist nach sieben Jahren in seinem leeren Bett unzufrieden und legt sich zu Sappho in ihr. Dann zerrt er seine Kinder her, damit sie sein neues Eheglück sehen und ihre Lustschreie hören. Apple Lee ist zwar ein altes Haus mit festen Außenmauern, aber die Wände im Inneren sind ziemlich dünn.«